



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das homerische Zeitalter : nach Grote und Schömann.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das homerische Zeitalter.

Nach Grote und Schömann.

Das Unternehmen der weidmannschen Buchhandlung, die Kenntniß des classischen Alterthums durch eine Reihe von populären Handbüchern in weitem Kreisen zu verbreiten, ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Wir freuen uns, daß auch bei uns das Bedürfniß anfängt sich geltend zu machen, die Summe der Detailstudien von Zeit zu Zeit in allgemeinen Ueberblicken zusammenzufassen: noch mehr aber, daß auch an die Wissenschaft die bisher von Gelehrten oft schnöde zurückgewiesene Forderung gestellt wird, im höhern Sinne des Wortes populär zu sein. Sehr oft sind jene vornehmen Seitenblicke der Gelehrten auf Popularität aus dem Bewußtsein eigener Unfähigkeit hervorgegangen; in der That erfordert die Popularität eine ganz andre Beherrschung des Stoffs, als die Detailuntersuchung. In der letztern übertreffen wir freilich, wenigstens in den historischen Wissenschaften, alle Nationen, in der Darstellung sind uns Franzosen und Engländer bisher weit überlegen gewesen. Daß wir aber im Stande sein werden, auch diesen Kranz zu erringen, das haben in den wenigen Jahren seit 1848 zahlreiche historische Werke und vor allen Mommsens römische Geschichte gezeigt. Es wäre zu viel gefordert, daß die übrigen Bücher der weidmannschen Sammlung diesem unvergleichlichen Werke gleich kommen sollten; die Namen der Verfasser bürgen aber dafür, daß sie sämtlich achtungswerth sein werden. Ueber Prellers bedeutendes Werk: Griechische Mythologie, werden die Stimmen getheilt sein, weil auf diesem schwierigsten und schlüpfrigsten Gebiet der Alterthumsforschung verschiedene Standpunkte auch verschiedene Auffassung bedingen. Die griechischen Alterthümer von Schömann, wovon der erste Band vorliegt, sind eine vortreffliche Leistung, was bei der gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit des Verfassers nicht zu bezweifeln war. Freilich müssen wir wünschen, daß Schömann viel mehr Nutzen aus den Resultaten Grotes gezogen hätte, als er wirklich gethan hat. Denn, obwol er gezeigt hat, daß er nicht zu denen gehört, die in lächerlicher Kleinlichkeit die Größe von Grotes Werk überhaupt nicht sehen wollen oder können, so scheint er doch weit entfernt von der Erkenntniß, daß der Blick des englischen Staatsmanns in gar vielen Punkten besser gewesen ist, als der unsrer Pro-

fessoren. Selbst in der Darstellung des homerischen Zeitalters, dessen staatliche Verhältnisse noch embryonisch sind, scheint uns Schömann (obwol dieser Abschnitt seines Buchs sehr gut ist) Grote nicht zu erreichen. An Genauigkeit der Detailforschung haben wir nicht bemerkt, daß der erste den letztern überträfe, in Zusammenfassung der Massen, perspectivischer Anordnung und klarer Anschaulichkeit der socialen und sittlichen Zustände müssen wir Grote den Vorzug geben. Wir wollen hier eine Darstellung des homerischen Zeitalters geben, wobei wir die Arbeiten beider Gelehrten benutzen.

Die homerischen Gedichte, deren Entstehung ins neunte Jahrhundert vor Christus fallen mag (Herodot sagt, Homer sei 400 Jahre älter, als er selbst), schildern uns die Sitten jener Zeit mit unwillkürlicher Treue und Genauigkeit, so fabelhaft auch die Ereignisse sind, die sie behandeln. Inwiefern die Zustände der homerischen Zeit von denen der Heroenzeit verschieden sind, die nach der wiederholten Aussage des Dichters einer fernern Vergangenheit angehört, das können wir nur ausnahmsweise bestimmen: im Allgemeinen dürfen wir annehmen, daß die Dichter ihre eigene Zeit vor Augen haben, also daß wir eine Schilderung Griechenlands im neunten Jahrhundert lesen. Wie jung war die Cultur des Westens mit der des Orients verglichen! Schon viele Jahrhunderte vor Homer waren am Nil und Euphrat Riesenerwerke geschaffen worden, die wir noch anstaunen, prangten die Wände prachtvoller Paläste mit Skulpturen und Bildern, zeichneten die Weisen ihre Beobachtungen der Himmelserscheinungen auf, wurde die Fruchtbarkeit des Bodens durch kolossale Wasserbauten gesichert und erhöht. Jene bis in die graueste Urzeit des Menschengeschlechts heraufreichende Cultur des Ostens war schon in ihrem Greisenalter, als Hellas noch in der Kindheit war. Doch ist auch die Cultur Griechenlands viel älter, als die der homerischen Zeit. Unterirdische Kanäle zur Entwässerung des Landes (besonders in Böotien) und zahlreiche Ueberreste cyklopischer Bauten gehören einer vorhomerischen Periode an und während Griechenland im neunzehnten Jahrhundert nur wenige Meilen Chaussee besitzt, machten die homerischen Helden ihre Reisen zu Wagen da, wo jetzt nur Saumrosse schreiten. In der Urzeit fanden die Ansiedlungen auf natürlich festen Höhen und fern von der Küste statt, um Leben und Eigenthum vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen: mit dem Fortschritt der Civilisation zogen sie sich in die Ebene hinab und jene ersten Ringe auf den Bergen wurden nun die Akropolen der neuen Städte, wie bei Athen, Argos und Theben. Die homerische Zeit kennt schon diese vorgerücktern Zustände. Ihre ummauerten Städte in den Ebenen zeigen einen höhern Grad von Civilisation, als noch in Thucydides Zeit die Aetoler und ozolischen Lokrer kannten.

In den Staaten des homerischen Griechenlands finden wir allgemein die monarchische Regierungsform. Die Königswürde war erblich, die Verdrängung des rechtmäßigen Thronerben galt als ein bedenklicher Eingriff in die Ord-

nung. Der König berieth mit den Edeln, „den Geronten“, die öffentlichen Angelegenheiten und machte die Beschlüsse dieses Rathes der von ihm berufenen Volksversammlung bekannt. Er saß zu Gericht und entschied die Streitigkeiten des Volkes und wo ein König gottesfürchtig unter den Seinen waltend das gute Recht erhielt und sicherte, da brachte die Erde reichen Ertrag, da hingen die Bäume voll Früchte, gediehen die Herden und wimmelte das Meer von Fischen. Der König war der oberste Kriegsherr, seinem Aufruf zur Heeresfolge durfte sich niemand entziehen, ohne schwerer Strafe zu verfallen und Schimpf auf sich zu laden. Er brachte auch die Opfer, die sich auf den ganzen Staat bezogen, ohne daß deshalb das Königthum ein priesterliches war, sondern wie der Hausherr für seine Hausgenossen, so verrichtete er das Opfer für das Volk. Außerliche Abzeichen der königlichen Würde gab es nicht, das Scepter d. h. der Stab, den die Könige gewöhnlich trugen, hatten auch Priester, Seher und Herolde und höchstens war das der Könige sorgfältiger geschnitten und mit goldnen Buckeln beschlagen. Ebenso wenig hatten sie eine besondere Dienerschaft, dagegen waren sie mit Besitz und Einkünften reich ausgestattet, um die Würde des Königthums behaupten zu können. Sie besaßen große Domänen, die selbst Städte enthielten und ihr Eigenthumsrecht ging so weit, daß sie diese verschenken, ja die Einwohnerschaft auswandern und sich anderwärts ansiedeln lassen konnten. Außerdem erhielten die Könige mannigfache Gaben und Gebühren, einen Hauptantheil an der Kriegsbeute und bei gemeinsamen Mahlen größere Portionen und vollere Becher. Zur Aufrechthaltung ihres großen Einflusses auf die Völker war geistige und körperliche Tüchtigkeit unentbehrlich; sie mußten im Rath und in der Schlacht den vordersten Rang zu behaupten wissen. Auch in Wettkämpfen rangen sie mit um den Preis und in den mannigfachen Künsten und Handwerken besaßen sie mindestens die Erfahrung, die wol jedem Besitzer in einer Zeit eigen war, wo die Theilung der Arbeit noch kaum begonnen hatte. Sie wußten den Pflug und die Sense zu führen, das Schlachtmesser und das Steuerruder, die Art und das Richtmaß. Wurden sie alt und schwach, so übergaben sie ihr Amt in kräftigere Hände und waren, wenn sie es behielten, nicht im Stande, es vor Unbill und Gewalt zu schützen. Hirten der Völker hießen die mild und väterlich waltenden Könige; aber selbst Habsucht, Laune und Gewaltsamkeit wurde von den Völkern ertragen, aus Ehrfurcht vor der Tapferkeit und Klugheit, der Macht und dem Reichthum ihrer Fürsten.

Neben den Oberkönigen gab es in jeder Gemeinde noch eine Anzahl andrer Häuptlinge, „die Geronten“, eine Art von Adel, der über die Masse erhoben, aber in keiner Weise von ihr streng gesondert oder schroff gegenübergestellt war. Sie pflegte der König in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehn und diese Berathungen fanden in der Regel beim Mahle statt. Der

Einfluß des Oberkönigs in diesem Senat war vorwiegend, er hatte einen wesentlich consultativen Charakter, ohne die königliche Macht aufzuheben. Wurde dann die Versammlung des ganzen Volks berufen, so geschah es nicht, um ihren Willen zu vernehmen, sondern um ihr den gefaßten Beschluß bekannt zu machen. Der König berief die Versammlung, Herolde geboten Schweigen und sitzend hörte das Volk die Redner an. Nur die Häuptlinge redeten, das Volk kam nur als Masse in Betracht, in der der Einzelne nichts galt, „weder im Kriege zu rechnen, noch im Rathe.“ Der Redner stand auf und ergriff einen Stab (Scepter), votirt ward nicht. Die Versammlung verhielt sich im Ganzen sehr unterwürfig, gewöhnlich beistimmend, selten schwankend, nie gradezu widerspenstig. Wer sich eine übelwollende Beurtheilung der von den Häuptlingen gefaßten Beschlüsse erlaubte, erschien als ein frecher Widerspöcker, dessen Züchtigung als verdient allgemein Beifall fand. Die Unpopularität eines solchen Charakters im homerischen Zeitalter ist schon in der äußern Erscheinung des Thersites hinreichend dargethan; dieser Opponent ist ein Muster von Häßlichkeit und ein nichtsnutziger Gesell. Als im Fortgange der Staatsentwicklung an die Stelle monarchischer Verfassungen fast überall in Griechenland demokratische traten, schlug die Empfindung ins Gegentheil um. Die Scene von der Züchtigung des Thersites, die ohne Zweifel den Jubel der homerischen Zuhörer erregte, fand bei den Bürgern Athens lebhafteste Mißbilligung. In der homerischen Zeit war die monarchische Regierung unumstößlich fest auf den Glauben an ihr göttliches Recht und die persönliche Empfindung der Völker basirt, die „Vielherrschaft“ wurde allgemein als ein Uebel angesehen. Deshalb lud der König durch die Bekanntmachung seiner Beschlüsse in der Versammlung nie eine Verantwortlichkeit auf sich. Auch Recht wurde vor solchen Versammlungen gesprochen, die zwar auch hier keine Stimme hatten, aber wenigstens durch Zuruf ihre Theilnahme an der Verhandlung der Parteien zu erkennen gaben.

In seiner Götterwelt schuf sich das homerische Zeitalter ein analoges Abbild dieser Verfassung. Auch hier war der Wille des Zeus entscheidend und fand, unbedingt ausgesprochen, keinen Widerstand; aber er verschmähte doch nicht den Rath der Götter, die nach ihm die gewaltigsten waren, ja er ordnete wol auch seinen Beschluß dem andrer unter. Und wollte er seinen Willen allen verkünden, dann wurde auch im Olymp eine allgemeine Versammlung berufen, die in schweigender Ehrfurcht die Rede des Vaters der Götter und Menschen vernahm.

Ueberall zeigt die griechische Legende nur große Individualitäten, in denen die Nation aufgeht, der Völker gedenkt sie nicht oder doch nur beiläufig. Doch empfand auch diese Zeit, daß sie in dem gemeinsamen Bande, das durch die Medien von Senat und Volksversammlung alle Mitglieder des Staats zu

einem Ganzen verband, einen Vorzug vor den Gemeinschaften besaß, die diese Institute nicht hatten. Der Mangel an Rath und Versammlung bei den Cyclophen bezeichnet den gänzlichen Mangel an Civilisation. Doch freilich war auch die Gesellschaft, die die homerischen Gedichte schildern, locker und ungeordnet genug. Dies hat nun Grote vortrefflich ausgeführt, daß wir in Homer zwar eine außerordentliche Reinheit, Stärke, Wichtigkeit und selbst Zartheit des individuellen sittlichen Gefühls finden, aber sehr wenige allgemeingiltige moralische Gesetze. Das persönliche Gefühl war in sehr vielen Fällen der einzige Regulator für die Handlungsweise, da es an gesetzlicher Einschränkung und noch mehr an gesetzlichem Schutz in hohem Grade mangelte.

Die Verhältnisse der Familie waren durch die Stärke und Gesundheit des natürlichen Gefühls zu einem Grade von Adel erhoben, den sie in der historischen Zeit nicht immer bewahrten. Die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern war groß und die Scheu vor dem elterlichen Fluche ein starker Antrieb zum Thun oder Lassen. Die Frau wurde zwar durch Geschenke förmlich erkauft, daher die Jungfrauen die „rindererwerbenden“ hießen, denn Vieh war das gewöhnliche Tauschmittel, aber die rechtmäßige Gattin war die völlig gleichberechtigte Genossin des Mannes und stand in einer Achtung, deren sich die Frauen im Zeitalter des Perikles nicht zu erfreuen hatten. Monogamie war die ausschließliche Form der Ehe bei den Griechen; Barbarenfürsten (wie Priamus) mochten mehre Weiber haben. Wol mochte der Mann eine seiner Sklavinnen zur Concubine nehmen, aber in der Regel geschah es nur im Felde, zu Hause ward es aus Rücksicht auf die rechtmäßige Frau vermieden. Jeder wackere und verständige Mann hielt sein Weib werth und sorgte für sie und man braucht nur Andromache und Penelope zu nennen, um an die Begriffe des homerischen Zeitalters von Frauenwürde und ehelichem Verhältniß zu erinnern. Und doch ist behauptet worden, die Griechen hätten das Verhältniß der Frau zum Manne nur in dem der Schwester, nicht der Gattin gekannt! Das Verhältniß der beiden Geschlechter war überhaupt ein naturgemäßes und gesundes, von Rohheit ebensoweit, als von Ueberfeinerung entfernt. Blutsverwandte waren gewöhnlich eng befreundet. Die rechtmäßigen Kinder wurden bevorzugt, besonders bei der Erbschaft, aber auch Bastarde wurden gut gehalten und blieben nicht unbedacht. Ein Makel lastete auf ihnen ebensowenig, als im Mittelalter, wo so viele uneheliche Söhne fürstlicher Eltern sich ihrer Abkunft rühmten. Daß Töchter edler Häuser sich außer der Ehe einem Manne hingaben, gehörte zu den seltensten Ausnahmen und die Väter waren gegen Fehltritte dieser Art unerbittlich streng; ebenso gehörte Ehebruch zu den Seltenheiten.

Nächst den Familienbanden war das stärkste das der Gastfreundschaft, wie in allen wenig entwickelten gesellschaftlichen Zuständen. Nicht nur unverleglich

war der Gastfreund, er mochte noch so gering sein, er mochte selbst eine Schuld auf sich geladen haben: er mußte auch mit der feinsten Rücksicht behandelt werden, die der Neugierde des Bewirthenden wenigstens beim ersten Empfang Schweigen auferlegte. Wenn er Abschied nahm, erhielt er Gastgeschenke und Geleit. Die Pflichten und Rechte der Gastfreundschaft erbten sich fort und noch die Söhne und Enkel von Männern, die einer des andern Gastfreundschaft genossen, waren durch dieses Band verbunden. Nur der Cyclop d. h. der wilde Bewohner eines von der Civilisation völlig unberührten Landes ist indifferent gegen die Gebote der Gastfreundschaft. Bei allen wesentlich rohen Stämmen findet sich dieselbe Beobachtung der Gastfreundschaft und wechselseitigen Treue zwischen Verwandten und Waffengefährten, wie bei den homerischen Griechen; bei den Arabern der Wüste, den Drusen auf dem Libanon, den Indianerstämmen in Nordamerika und unsern Vorfahren im Zeitalter des Tacitus.

Außerhalb der Familie und des Gastrechts waren in der homerischen Zeit wenig moralische Kräfte so allgemein wirksam, daß sie der Verübung von Verbrechen und Unrecht nachdrückliche Hemmnisse entgegengesetzt hätten. Nicht bloß Totschlag, sondern auch Mord, und nicht bloß Mord in der Leidenschaft und mit Gewalt verübt, sondern auch Meuchelmord waren nicht selten, ohne daß von einem stillosen Abscheu vor solchen Thaten, geschweige denn von einem Einschreiten der Staatsgewalt die Rede wäre. Nur den Verwandten des Erschlagenen lag die Bestrafung des Mörders d. h. die Blutrache ob, aber der Mörder konnte sich (ebensfalls wie bei den Indianern von Nordamerika und den deutschen Stämmen des Mittelalters) durch eine Geldbuße von der Verfolgung loskaufen. Fand eine solche Einigung nicht statt, so mußte er landflüchtig werden. Den Satz des mosaischen wie des späteren griechischen Rechts: „Wer blutschuldig ist, schändet das Land, und das Land kann vom Blute nicht versöhnt werden, das darin vergossen wird, ohne durch das Blut dessen, der es vergossen hat“ — diesen Satz kannte das homerische Zeitalter nicht. Auch die Begriffe über das Eigenthumsrecht können nicht sehr entwickelt gewesen sein, wenn Autolykus (Odysseus mütterlicher Großvater), sich „auszeichnete vor allen Menschen durch Diebstahl und Eid,“ d. h. Meineid: ein Vorzug, den er von dem Gotte Hermes zum Dank für seine wohlgefälligen Opfer erhalten hatte. Seeräuberei wurde zwar nicht gebilligt, aber ebensowenig verdammt und für unehrenhaft gehalten; im Ganzen erfuhr sie dieselbe nachsichtige Beurtheilung, wie im Mittelalter der Straßenraub, und man konnte einem zur See ankommenden Fremden die Frage, ob er in Geschäften oder als Pirat das Meer befahre, vorlegen, ohne ihn zu beleidigen. Einfälle in das Gebiet von Stämmen, mit denen kein freundschaftliches Verhältniß stattfand, um Vieh zu rauben, waren häufig, und wurden auch als Repressalien unternommen. Die Freier,

die Jahrelang das Hab und Gut des Odysseus aufzehrten, fanden wol Mißbilligung in Ithaka, aber so stark war die öffentliche Meinung durchaus nicht, daß sie diesem schreienden Unrecht im mindesten Schranken gesetzt hätte. Waisen waren im hohen Grade hilf- und schutzlos, ihre Jugend war traurig und ihr Eigenthum der Willkür des Stärkern anheimgegeben. Die einzige Spur des Völkerrechts in jener Zeit ist die Unverletzlichkeit der Herolde, die Botschaften auch zwischen Stämmen, die einander bekriegten, hin und her trugen.

So waren die sittlichen Zustände des homerischen Zeitalters. Lebensweise und Beschäftigung war natürlich vielmehr eine ländliche als städtische; Ackerbau und Viehzucht die Haupterwerbsmittel, Handwerke wenig, Handel so gut als gar nicht. Da selbst die Edlen nicht verschmähten, die zum Haushalt nöthige Arbeit selbst zu verrichten, da sie überdies zahlreiche Sklaven besaßen, die dazu geschickt waren, und die Fürstinnen die Kleider für Männer und Söhne selbst spannen, webten, stickten und wuschen, so konnte ein eigentlicher Handwerkerstand nicht entstehen. Doch da nicht alles von dem Hausherrn und den Hausgenossen selbst gearbeitet werden konnte, so mußte man mitunter auch Handwerker ins Haus rufen, die man „Volksarbeiter“ nannte. Es waren besonders der Schmied, Lederarbeiter, Töpfer, Wagner, Maurer, Zimmermann und Baumeister, die bei der allgemeinen Nachfrage nach ihrer Arbeit von ihrer Kunst leben konnten; und zu diesen „Volksarbeitern“ rechnete die homerische Zeit auch den Arzt, Propheten und Sänger. Zwar auch in der Arzneikunde, die sich wol auf Heilung von Wunden (auch durch Beschwörungen) beschränkte, waren die Edeln nicht unerfahren; aber doch waren die eigentlichen Aerzte sehr geschätzt und gesucht, und galten namentlich im Kriege viel. Auch die Sänger, die bei den Gastmählern der Könige regelmäßige Gäste waren und die Anwesenden durch Gesang und Saitenspiel erfreuten, waren hochgeehrt. Sie sangen Lieder von den Thaten der Götter und Menschen, vermuthlich recitativisch, und begleiteten sich mit Griffen in die Saiten der Cithar. Auch bei andern festlichen Veranlassungen fehlte es nicht an Gesang und Spiel. Die Gabe der Prophezeihung war nicht selten, sei es, daß der Prophet in plötzlicher ekstatischer Begeisterung verkündete, was ein Gott ihm eingab, sei es, daß er verstand, die Zukunft aus Zeichen zu deuten, die dem gewöhnlichen Sinn unverständlich blieben, als Himmelserscheinungen, Vögelzug und Träume. Uebrigens waren die Orakel von Dodona und Delphi schon berühmt, und aller Wahrscheinlichkeit nach kannte man auch Todtenorakel.

Die homerischen Griechen waren, wie gesagt, bereits eine feste, ackerbautreibende Bevölkerung, keine umherschweifenden Nomaden oder Jäger. Wol jagten die Edeln im Bergwalde, aber mehr um Muth, Kraft und Schnelligkeit zu erproben, als um der Beute willen, besonders Eber und Löwen. Die zahl-

reichen Erwähnungen der Löwen in den homerischen Gedichten zeigen, daß sie damals in Griechenland noch nicht selten gewesen sein können, denn diese Dichter nehmen ihre Vergleichenungen nur von Dingen, die sie aus Anschauung kennen. Vierhundert Jahre später, zur Zeit der Perserkriege, kamen Löwen nur auf einem beschränkten Gebiet im Norden vor, und verschwanden allmählig ganz in Europa. Auch Fischfang wurde mit Angeln, und Netzen betrieben, doch nur von Geringern; die Nahrung der Edeln war ausschließlich Fleisch.

Wenn auch die Edeln selbst die Feldarbeit beaufsichtigten und Königssohne bei den Herden waren, so verrichteten die eigentliche Arbeit doch die Dienstleute. Dies waren theils Leibeigne, theils befolgte Freie. Sklaverei war ein Unglück, das in jener Zeit durch Kriegsgefangenschaft oder Raub jeden treffen konnte, und der im Ueberfluß aufgewachsene Königssohn, wenn er in die Hände von Piraten gefallen war, mußte oft in fremdem Lande die Schweine als Leibeigner hüten, wie der göttliche Sauhirt Cumäos. Aber darum war auch zwischen Sklaven und Freien keine weite Kluft, die Sklaven scheinen im Ganzen nicht anders behandelt worden zu sein, als die freien Dienstleute, nur die Sklavinnen wurden strenger gehalten. Persönlicher Werth verschaffte den Sklaven ihren Herrn gegenüber die Stellung fast gleichberechtigter Freunde, sie konnten Eigenthum und selbst wieder Leibeigne besitzen, und erwarben durch ihre Verdienste um ihren Herrn die Freiheit.

Handel und Schifffahrt waren, wie bemerkt, äußerst beschränkt. Zwar auf das Meer wies die Griechen schon in der ältesten Zeit die Formation ihres Landes und die Menge von Inseln an, die stehengebliebenen Pfeiler der Brücke, die einst die beiden Welttheile verbunden hatte. Aber entferntere Meere als dies Inselmeer befuhren die homerischen Griechen freiwillig so gut als nie. Libyen, Aegypten und Phönizien lag ihnen unendlich fern. Wol wagte sich ausnahmsweise ein kretischer Abenteurer nach Aegypten; bei günstigem Winde sollte man in fünf Tagen dahin gelangen können. Aber schon eine Tagesfahrt zur See galt als lange und beschwerliche Reise, und das Meer zwischen Griechenland und Libyen, hieß es, könne ein Vogel in einem Jahr nicht überfliegen. In der That kannten die meisten Griechen nur Griechenland, die Inseln und die asiatische Küste, Libyen, Phönizien und Aegypten von Hörensagen, das schwarze Meer gar nicht; und doch sind neuerdings wieder die Irrfahrten des Odysseus ins schwarze Meer verlegt worden, denen überhaupt irgendein wirkliches Terrain anweisen so viel Sinn hat, als die Geschichten von Tausend und einer Nacht localistren. Phönizische Waaren wurden nicht von Griechen geholt, sondern von Phöniziern gebracht. Dies merkwürdige Volk, das schon längst mit seinen Colonien alle Küsten des Mittelmeeres bedeckt hatte und dessen Culmination im homerischen Zeitalter schon vorüber war, erscheint bei Homer ähnlich den Juden des Mittelalters. Ueberall waren sie

zum Gewinn listig, auch gewaltthätig, oder benutzten die Gewaltthätigkeit andrer zu eignem Vortheil. Sie brachten den griechischen Häuptlingen köstliche, bunte Prachtgewänder, Schmuck und künstliche Gefäße von Gold und Silber, die man in Griechenland noch nicht zu arbeiten verstand, und daß in den Königshäusern Zinn, Elfenbein und Elektrum prangte, war eine Frucht des phönizischen Handels mit dem fernsten Osten, so wie mit dem fernsten Westen. Was übrigens das Elektrum war, das geht aus Homer nicht hervor. An vielen Stellen kann man es allerdings für Bernstein halten, an andern durchaus nicht, und vielleicht bedeutet der Name nichts Anderes, als: glänzendes Edelgestein.

Geprägtes Geld kannten die Griechen nicht, die Werthe wurden nach Rindern abgeschätzt; eine kostbare Rüstung galt hundert, eine gewöhnliche neun Rinder. Waffen und Geräthe wurden in der Regel aus Kupfer verfertigt, Bruntgeräthe aus Gold; zwar wurde auch Eisen zu Waffen, und Silber zu Kostbarkeiten verarbeitet, aber jene beiden andern Metalle ragen ganz unverhältnißmäßig vor; für Goldschmied und Kupferschmied finden sich Namen bei Homer, für Eisen- und Silberarbeiter keine. Schömann, der dies bestritten hat, hätte aus der von Grote nachgewiesenen Analogie des alten Griechenlands mit andern halbcivilisirten Ländern sich eines Bessern belehren können. Wol überall in Europa ist auf die älteste Periode, in der alle Waffen und Geräthschaften aus Stein oder Knochen gemacht wurden, und deren Fabrikate auf den Südseeinseln genau so aussehn wie in Scandinavien, zunächst ein Zeitalter gefolgt, wo Kupfer und Gold allgemein im Gebrauch waren, und zuletzt erst die Eisen- und Silberperiode. In der letzten Zeit der Bronzeperiode fing man schon an diese beiden Metalle zu bearbeiten, aber sie waren noch selten, und in diese fallen grade die von Homer geschilderten Zustände. Wenn z. B. hin und wieder eiserne Geräthe erwähnt werden, eiserne Pfeilspitzen und Schlachtmesser, so findet auch diese Erscheinung ihre vollständige Analogie in der Uebergangsperiode zwischen dem zweiten und dritten Zeitalter in den skandinavischen Ländern. Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen, das überhaupt für die Zustände dieser drei Perioden die umfangreichste und bestgeordnete Anschauung bietet, enthält kupferne Aerte mit eiserner Schneide, offenbar in einer Zeit verfertigt, wo das letztere Metall seltener und theurer war als das erstere. Es ist merkwürdig, daß die homerische Zeit mit der skandinavischen Bronzeperiode noch in andern Eigenthümlichkeiten zusammentrifft. Beide Zeitalter kannten keine Schreibkunst und kein geprägtes Geld, und in beiden wurden die Todten nicht begraben, sondern verbrannt.

Die Kriegsführung der homerischen Griechen war durchaus der der spätern entgegengesetzt. Auch hier wie überall waren es wenige hervorragende Persönlichkeiten, die den Kampf führten und entschieden, später wohlgeordnete, ge-

meinsam handelnde Massen. Wenn die Heere zur Schlacht auszogen, blieben die Völker unvollständig gerüstet und bewaffnet, meist in Wurfweite voneinander, und von beiden Seiten flogen Pfeile, Steine und Geschosse; nur die vor kämpfenden Helden, „die Rufer im Streit“, rückten auf den Zwischenraum, „die Brücke des Kampfes“ vor, drangen auf die feindlichen Massen ein oder fochten mit würdigen Gegnern in Einzelkämpfen, nachdem sie oft in langen Wechselreden einander herausgefordert und verhöhnt hatten. Sie waren mit Helm, Panzer, Beinschienen und großen Schilden, die den ganzen Mann deckten, wohlversehen und diese Schutz Waffen theils aus Kupfer, theils aus Leder; ihre Hauptangriffswaffe war eine große Lanze zu Wurf und Stoß, daneben auch zwei leichtere Wurfspeie und ein kurzes Schwert, ausnahmsweise der Bogen. Sie fochten theils zu Fuß, theils zu Wagen, den dann ein Freund oder Diener lenkte, und der immer mit zwei oder drei Pferden bespannt war. Reiterei war völlig unbekannt.

Die Städte des homerischen Griechenlands waren schon zu einer nicht geringen Stufe der Entwicklung gediehen. Die Ortsabhängigkeit war bereits tief gewurzelt, das Landeigenthum erblich, und Tempel und Paläste, Häfen und Schiffswerfte, Weinberge und Gärten verliehen den Städten einen stattlichen Anblick. Das Uebergewicht der Vertheidigungsmittel über die Angriffsmittel war ganz unverhältnißmäßig, und dies Uebergewicht ist eine der Hauptursachen für das Wachsthum des bürgerlichen Lebens und den Fortschritt im Allgemeinen gewesen.

Die Kunst war noch in ihren rohesten Anfängen. Das sollte freilich keines Beweises bedürfen, wenn man die eben geschilderten Zustände in Erwägung zieht, aber da man vielfach die im Homer beschriebenen Wunderwerke für reelle Productionen der damaligen Zeit gehalten hat, so ist es wol nicht unnütz, die gänzliche Unhaltbarkeit solcher Vorstellungen zu beweisen. Werke der bildenden Kunst kommen bei Homer entweder nur als Arbeiten des Gottes Hephästos oder bei den Phäaken vor. Wer dem von Hephästos geschmiedeten Schilde Achills Realität beilegt, kann mit ebensoviel Recht die goldenen Mädchen, die der Gott zu seinem Dienste belebt hatte und auf die er sich beim Gehen stützte, für wirkliche Dinge halten und die Meisterschaft der homerischen Zeit in Verfertigung von Automaten bewundern. Wer die goldenen Knaben, die bei den nächtlichen Mahlen im Königshause der Phäaken Fackeln halten, für etwas Wirkliches hält, muß auch an die Schiffe der Phäaken glauben, denen man bloß den Bestimmungsort der Fahrt anzugeben brauchte, und die dann unverzüglich den Weg ohne weitere Lenkung durch Steuer zurücklegten. Die Phäakeninsel ist ein Wunderland, das grade so viel Realität hat, als irgendeine Feeninsel in Tausend und eine Nacht, und die Versuche der Alten, sie in Corfu zu localisiren, sind grade ebenso berechtigt, wie die der

Staats- und  
Universitätsbibliothek Bremen

Neuern, die sie z. B. nach Phönizien verlegt haben. Was sonst von Kunstwerken bei Homer vorkommt, ist von sidonischen Männern über das Meer gebracht, und diese Arbeiten aus dem Orient, vielleicht auch einige einheimische Versuche mögen den Dichtern als Kern gedient haben, an den sie sich bei ihren Beschreibungen hielten. Wie lächerlich es sein würde, selbst in der Schilderung der griechischen Königshäuser bei Homer alles buchstäblich zu nehmen, darauf hat Schömann sehr gut aufmerksam gemacht. Griechenland selbst hatte wenig Gold und wenig Producte, gegen die es das Gold des Ostens hätte eintauschen können. Wäre es aber auch so reich als Indien gewesen, so würde die Verschwendung der edelsten Metalle, mit denen Homer die griechischen Königspaläste ausgestattet hat, sich noch nicht erklären lassen. Goldene Gießkannen und Waschbecken, goldene Pokale sind etwas Gewöhnliches, selbst ein goldner Schild kommt vor. „Aber sollte wirklich jemand im Ernste bezweifeln können, daß dies alles nur poetisches Gold sei, mit welchem ihre Heroen auszustatten den griechischen Sängern ebensowenig schwer wurde, als den mittelalterlichen Dichtern die Helden der germanischen Sage, wo es auch des rothen Goldes die Fülle gibt?“ — Um wieder auf die bildende Kunst zurückzukommen, so kann bei Homer nicht einmal ein einziges Tempelbild mit Sicherheit nachgewiesen werden, also nicht einmal die Werke, von denen die bildende Kunst ihren Anfang genommen hat. Ebensowenig ist von Malerei die Rede, die Anwendung der Farben beschränkt sich auf Anstreichen von Schiffen und Rothfärben von Elfenbein. Ebensowenig gibt es eine künstlerische Architektur.

Aber diese Zeit, die von den übrigen Künsten nichts als rohe Anfänge besaß, übertraf alle Folgezeiten in einer Kunst, der Poesie. Aus der Fülle des Stoffs, welche die Sage rastlos schaffend immer neu hervorbrachte, gestalteten die Sänger Lieder, die nach Jahrtausenden in jedem cultivirten Lande jedes Alter und Geschlecht entzücken. Sie gehören zu den edelsten Besitzthümern der Menschheit, und welche Phasen unser Geschlecht auch noch durchmachen sollte, ihr Werth wird sich stets als ein unvergänglicher erweisen.

### Denkwürdigkeiten des Generals Grafen Toll.

Denkwürdigkeiten des kaiserl. russ. Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor v. Bernhardt. Erster Band. Leipzig, D. Wigand. 1856. —

Das vorliegende Werk gehört nicht in die Memoirenliteratur und kann auch, so viel sich aus dem ersten Bande ersehen läßt, nicht als eigentliche Bio-